

Joachim Radkau
Hintergründiges zu Theodor Heuss, und:
Zukunftschancen der Biographie
Dankesrede in Seligenstadt, 14. März 2015

Sehr verehrte Stifter, verehrte Gäste, liebe Gertrude, lieber John Röhl, die Verleihung des Einhard-Preises ist eine der schönsten Überraschungen meines gesamten Historikerlebens; und dazu noch, Gertrude, unser Duett hier an diesem Ort, wo man vor uralter Geschichte erschauert, dass ist doch für unsereinen, der aus dem stocknüchternen Betonklotz der Uni Bielefeld kommt, einfach umwerfend: Ganz herzlichen Dank dafür! Und freudig überrascht und gerührt bin ich auch darüber, dass Sie, Herr Röhl, der hier vor zwei Jahren diesen Preis empfangen hat, extra aus England herübergekommen sind. Wir sind ja seit langem durch die gemeinsame Beziehung zu Fritz Fischer verbunden; er war vor 45 Jahren mein Doktorvater, Sie haben seiner These von der absichtsvollen Entfesselung des Ersten Weltkrieges durch die Berliner Regierung durch Ihre grandiose Biographie Wilhelms II. eigentlich erst so recht Fleisch und Blut gegeben. In kleinem Kreis ist Fritz Fischer mal das Gefrotzel herausgerutscht: „Biographien sind etwas für junge Mädchen.“ Aber er hatte ja gar nichts gegen junge Mädchen. Später hat er mir einmal gesagt, er wolle eine Biographie von Bethmann Hollweg schreiben, dem Reichskanzler von 1914; aber dazu war er nicht der Typ, und darin lag auch ein Schwachpunkt seiner Geschichtsdarstellung, da hatte Golo Mann wohl Recht. Aber genau da sind Sie, Herr Röhl, in die Bresche gesprungen!

Vor zwei Jahren haben Sie hier daran erinnert, dass Sie als Biograph von sogenannten modernen Kollegen einiges an Sticheleien ausstehen mussten. Dabei hatten Sie es aus meiner Sicht doch noch gut, weil Sie Ihr Standquartier in England hatten. Ralf Dahrendorf jedenfalls, damals längst *Lord* Dahrendorf, der über meiner Biographie Max Webers zu mir Kontakt aufnahm und mich auch zur Heuss-Biographie ermutigte, versicherte mir, in England rangiere die Biographie im Ansehen deutlich höher als bei den Deutschen. Und ich bin doch obendrein seit über vierzig Jahren in Bielefeld, der Hochburg der modernen Sozial- und Strukturgeschichte! Da war es lange Zeit geradezu unanständig, eine Biographie zu schreiben; und ich habe mich ja auch viele Jahre zu einem solchen Unternehmen nicht getraut, bin überhaupt nicht auf die Idee gekommen. Erst als ich schon über fünfzig war, in jenem glücklichen Alter, wo einem diese ewigen Trends und Turns und Moden und Maschen des Wissenschaftsbetriebs egal werden, bin ich an das Max-Weber-Projekt herangegangen; und damit begann für mich eine Lebenserfahrung neuer Art. Das brachte Höhen, aber auch Tiefen; die Arbeit an

einer Biographie besitzt nicht nur ihre Reize, sondern beschert einem auch gewisse Qualen dieser und jener Art; aber das ist ein delikater Intimbereich.

Auch über Jahre mit Heuss zu leben, ist nicht so gemütlich, wie Außenstehende wohl glauben mögen. Eine erste Fassung meiner Einleitung enthielt den Seufzer, wer zuviel Heuss-Briefe läse – und Heuss hat an die 60 000 Briefe hinterlassen! –, bekäme irgendwann den „Heuss-Rappel“; das habe ich aber gestrichen. Ein früherer Heuss-Forscher warnte mich, es gäbe nicht nur den Heu-Schnupfen, sondern auch den Heuss-Schnupfen. Ich denke, jede Biographie hat ihre speziellen Tücken. Über Weihnachten schmökerte ich im Gedanken an den Einhard-Preis in der neuen meisterhaften Biographie Karls des Großen von Johannes Fried. Da wurde ich zuweilen etwas neidisch: Ein Karls-Biograph kann es sich leisten, sich in meditativer Akribie in jede Zeile Einhards und Alkuins zu versenken. Ein intellektueller Reiz jenes Werkes besteht in der Vielzahl offener Fragen, die aus den Quellen nicht zu beantworten sind, und wo die Antwort der Phantasie des Lesers überlassen bleibt. Das ist bei Heuss nun ganz anders. Da ertrinkt man in den Quellen; und da stellt sich das Problem: Wo sind die Fragen, auf die diese Quellen eine Antwort geben? Wo ist der rote Faden; wo sind die großen Linien; wo ist die Relevanz? Wo ist das theoretische Konzept?

Schon gar an der Universität Bielefeld musste ich mich auf Fragen solcher Art gefasst machen. Sie kamen auch. In einem Gespräch mit Hans-Ulrich Wehler hab ich ihm offen bekannt, viele meiner Freunde verstünden nicht, wieso ich über Theodor Heuss arbeitete. Da erwiderte er zu meiner Verblüffung: Er verstünde nicht, wieso man das *nicht* verstehen könne. Und immer wieder, wenn ich ihm begegnete, fragte er mich: „Wie geht es Heuss?“ Dabei kommt Heuss in seiner gigantischen Deutschen Gesellschaftsgeschichte nicht auch nur ein einziges Mal vor! Aber mittlerweile mochte er erkannt haben, dass in einer solchen Absenz eine Schwäche liegt. Der britische Hitler-Biograph Ian Kershaw hat sich mal mokiert, die angeblich ach so progressive Sozialgeschichte à la Wehler führe in ihrer Menschenscheu dahin, dass in der ganzen neueren deutschen Geschichte einzig Bismarck und Hitler, die als Personen nun einmal partout nicht zu eliminieren seien, das Privileg auf Individualität behielten. Bereits in früheren Jahren, als ich am „Max Weber“ arbeitete, war Wehler fast jederzeit sofort zu langen intensiven Gesprächen darüber bereit gewesen, wie viele sie ihm gar nicht zutrauten: Schon das war eine überraschende Erfahrung.

Die Arbeit an solchen Biographien beschert Erlebnisse der intensiven Kommunikation von Mensch zu Mensch, wie sie dem Wissenschaftler nicht sehr oft vergönnt sind. Von jedem „Heuss“-Textstück habe ich einen ganzen Stapel kopieren und einbinden lassen und an potentielle Interessenten verschickt; die Korrespondenzen füllen mehrere Schuhkartons und

ergäben Stoff für ein eigenes Buch. Und das wäre überhaupt keine *antiquarische* Geschichtsforschung. Im Folgenden möchte ich an fünf Punkten die Modernität und Zukunftsträchtigkeit der Biographie umreißen, am Beispiel von Heuss und mit Rückblick auf Max Weber.

(1) Stichwort: Geselligkeit als Unterbau der Gesellschaft. „*Die Gesellschaft*“ ist in den modernen Sozialwissenschaften nur allzu oft zu einer blutleeren Begriffsblase geraten, in die sich so manche Luft hineinpusten lässt. Wenn gleichwohl an „die Gesellschaft“ pathetische Appelle gerichtet wurden, spottete Niklas Luhmann, der einstige Bielefelder Soziologiepapst, solche großen Worte verpufften ins Leere: „Die Gesellschaft“ habe kein Telefon. (Damals gab es noch kein Smartphone.) Ich meine, diese Gesellschaft braucht Unterfütterung, Bodenkontakt nicht zuletzt durch die *Geselligkeit*, aus der der Begriff „Gesellschaft“ hervorgegangen ist. Das ist sogar ganz im Geiste Max Webers; denn es ist ein fundamentales Missverständnis, aus Weber einen Theoretiker der abstrakten Super-Gesellschaft zu machen. Sein Thema ist gar nicht „die Gesellschaft“, sondern sind Prozesse der „Vergesellschaftung“; und deren vitale Basis sind für ihn direkte Kontakte von Mensch zu Mensch, sei es durch Prozesse der Verbrüderung oder gemeinsame charismatische Erfahrungen. Und da spielen Individuen eine Schlüsselrolle. In seiner Abhandlung „Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie“ (1913) schreibt Weber, die „verstehende Soziologie“ behandle „das Einzelindividuum und sein Handeln als unterste Einheit, als ihr ‚Atom‘“: So gesehen ist die Biographie gleichsam die Atomphysik der Sozialwissenschaften! Und an sehr vielen Stellen erkennt man, dass Webers Hauptinteresse solchen Prozessen der Gemeinschaftsbildung galt, wo das Individuum noch körperhaft in Erscheinung tritt. Die protestantische Ethik entspringt in seiner Darstellung Individuen und kleinen Gruppen, die durch apokalyptische Ängste und chiliastische Hoffnungen zusammengehalten werden.

Bei dem Thema „Gruppen“ und „Geselligkeit“ sind wir nun ganz bei Heuss. Mit dem herkömmlichen Instrumentarium der Politik- und Sozialwissenschaft war seine historische Bedeutung stets nur mühsam zu definieren. Man könnte sie jedoch auf den Punkt bringen, indem man ihn in digitalem Jargon als obersten Netzwerker der bundesdeutschen Gründerjahre bezeichnet. Denn es ist unglaublich, nach wie viel Seiten er kommunizierte. Lange Zeit war es seine politische Schwäche, dass er keinen Klüngel, dafür viele nur halb-verbindliche „Kreise“ hatte; aber diese Schwäche verwandelte sich 1949 mit seiner Wahl zum Bundespräsidenten schlagartig in eine Stärke.

Renate Köcher, die Leiterin des Allensbach-Institutes, warnt auf der von Historikern noch zu wenig genutzten Basis der Meinungsumfragen eindringlich davor, sich die 1950er Jahre als gar zu gemütliche Zeit von „Restauration“ und „Wirtschaftswunder“ vorzustellen:

„Die fünfziger Jahre, die heute häufig idealisiert werden, sind in den Trendreihen als eine Phase sozialen Misstrauens, der Verunsicherung und wenig gefestigter demokratischer Überzeugungen zu erkennen. Nie wieder hat in der Nachkriegszeit das soziale Misstrauen den Grad erreicht, der Anfang der fünfziger Jahre gemessen wurde. Erst Mitte der sechziger Jahre war diese Periode sozialer Kälte zu Ende. Fatalismus war in den fünfziger Jahren weit verbreitet, im privaten wie in Bezug auf den öffentlichen Raum.“

Dieser für viele heute vermutlich überraschende Einblick in die damalige deutsche Seele wirft ein Schlaglicht auf die Bedeutung von Theodor Heuss. Und da zeigt sich zugleich, in welchem Maße ein Heuss-Biograph die Bedeutung dieses Menschen nicht aus ihm selbst heraus, sondern aus seinem Wechselspiel mit sozialen Prozessen seiner Zeit herleiten kann. Wenn Heuss Humor und Zuversicht ausstrahlte, so war das zu seiner Präsidentenzeit überhaupt nicht banal; und wenn er ganz unbefangene Kontakte nach rechts und links, zu jüdischen Emigranten und zu Exnazis, zu Klerikalen und zu Antiklerikalen pflegte, so war das – ganz unabhängig davon, wie man moralisch dazu steht – zu jener Zeit höchst ungewöhnlich. Nicht zu vergessen: Die historische Bedeutung vieler *Frauen* kann man bei dieser Art von Geschichtsschreibung, die um lebendige Menschen und deren gesellige Kommunikation kreist, in vielen Fällen am besten erfasst werden. Mir scheint, diese Chance ist von der Geschlechtergeschichte, der *gender history* noch viel zu wenig genutzt worden!

(2) Stichwort: System als Chance für Akteure. Heuss, der in jungen Jahren Max Weber persönlich kannte und ihn bis in seine späten Jahre immer wieder „anknabberte“ – um seinen eigenen Ausdruck zu benutzen – , gelangte dabei schon früh zu einer Einsicht, die einem Großteil der Weberforschung bis in die jüngste Zeit verborgen geblieben ist: Wohl habe Weber bei all seinem Sinn für die bunte Wirklichkeit „zu einer Systematik“ hingedrängt, und ein System könne des ‚Gesetzes‘ nicht entbehren, aber Weber befreit die sozioökonomische Gesetzmäßigkeit, indem er den fruchtbaren Begriff des ‚Idealtypus‘ und der ‚Chance‘ einführt – bestimmte Voraussetzungen schaffen die Möglichkeit bestimmter Folgerungen.“ Und Heuss resümiert: „Wenn man so will: es ist eine Geschichtsphilosophie der Wahrscheinlichkeitsrechnung.“ Und dann in einem späteren Essay: „Zwischen Dogmatik und bloßen Pragmatismus hat er seine Schauweise gestellt, die eine mechanische Gesetzmäßigkeit wie eine organische Deutung ablöst durch den Begriff der ‚Chance‘ ...“

Ich finde, das sind Geistesblitze, die den Kern des Weberschen Denkens erfassen und in produktiver Weise auf den Punkt bringen. Und wieder erkennen wir eine Schlüsselbedeutung der Biographie. Es ist eben falsch, sich nach der Art der alten Systemtheorie gesellschaftliche Strukturen wie einen großen Apparat vorzustellen: Es handelt sich eher um *Chancen*, aus denen Akteure etwas machen können – oder auch nicht. Das erinnert mich an Gespräche, die Gertrude Lübke-Wolff und ich auf mancher gemeinsamer Waldwanderung hatten und wo der

wanderfreudige Heuss nicht selten unsichtbar mitmarschierte. Mir Historiker, der noch von früher her einen Rest von Sponti in sich trug, hat Gertrude immer wieder beigebracht: Alle großen schönen Ideen, so etwa von der Wiederherstellung der Harmonie zwischen Mensch und Natur, sind so lange heiße Luft, wie man nicht die *Institutionen* mitdenkt, die solche Ideen realisieren können. Aber das ist eben auch aus ihrer Sicht nicht alles; die Institutionen allein genügen nicht – überall in der Welt gibt es beispielsweise heute schöne Umweltgesetze und auch irgendwelche Umweltbehörden; aber diese sind als solche lediglich *Potentiale*. Engagierte *Akteure* sind nötig, um diese Potentiale praktisch wirksam zu machen.

Nichts ist falscher als die vor allem früher oft zu hörende Behauptung, Biographien seien per se apolitisch, und eine *politische* Geschichtsschreibung müsse sich ganz auf Systeme und Strukturen konzentrieren. Die pure Strukturgeschichte besitzt in der Regel – ob gewollt oder ungewollt – einen *deterministischen* Grundzug; sie setzt ihren ganzen Ehrgeiz darein, den Eindruck zu erwecken, als ob alles so kommen musste, wie es gekommen ist: der Erste Weltkrieg aus Strukturen der deutschen Gesellschaft oder auch des europäischen Staatensystems, und ähnlich die Russische Revolution und die NS-Machtergreifung. Nur eine Geschichtsschreibung, die sich auch auf lebendige Menschen richtet, vermittelt ein Gefühl dafür, dass sich – ob im Guten oder Bösen – etwas *tun* und der Lauf der Dinge verändern lässt. Kein Wunder, dass Politiker in der Regel von Personen, von Akteuren und deren Beziehungen und Spielräumen her denken, zur Irritation solcher sozialwissenschaftlicher Interviewer, denen es einseitig um Offenlegung von Strukturen zu tun ist.

Ausgerechnet Marc Bloch, der Gründervater der französischen Schule der *Annales*, die in der Geschichte der großen Strukturen weltweit bahnbrechende Leistungen vollbracht hat, schreibt in seiner *Apologie der Geschichte*, die er während des Zweiten Weltkrieges im Angesicht des Todes verfasste: „Der gute Historiker gleicht dem Menschenfresser der Legende. Wo er menschliches Fleisch wittert, weiß er seine Beute nicht weit.“ Ich denke, die Geschichtsschreibung im Geiste Blochs wieder mit menschlichem Fleisch und Blut zu füllen, ist eine sehr menschenfreundliche Form von Kannibalismus.

(3) Stichwort: Die Biographie als Auflösung gewisser Illusionen. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat die von ihm so genannte „*biographische Illusion*“ attackiert, die seither unter Sozialwissenschaftlern zum stehenden Begriff geworden ist. Da baut er sich einen Buhmann von Biographen, um auf ihn drauf zu hauen: „Den Versuch zu unternehmen, ein Leben als eine einzigartige und für sich selbst ausreichende Abfolge aufeinander folgender Ereignisse zu begreifen, ohne andere Bindung als die an ein Subjekt ..., ist beinahe genau so absurd wie zu versuchen, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in

Rechnung zu stellen.“ Aber welcher Historiker hegt denn einen derart absurden Ehrgeiz? Die gesamte Lebensgeschichte eines Wilhelm II. einzig und allein aus der inneren Logik seiner persönlichen Entwicklung heraus erklären zu wollen, wäre einfach lächerlich; das erkennt man in John Röhls großem Werk allenthalben. Nun sind Wilhelm II. und Theodor Heuss gewiss zwei sehr verschiedene Persönlichkeiten, auch wenn Heuss als Bundespräsident einen verdächtigen Spaß an einer Anekdote hatte, wo er in Kreuznach aus einem Renaissance-Pokal Wein trank und darin in der Nachfolge des Kaisers und Hindenburgs stand (seine Pointe: „Welch ein Glück, dass Hitler Abstinenzler war!“). Manche finden es bei Heuss phänomenal, in welchem Maße er über alle Wechselfälle seines Lebens und über zwei Weltkriege hinweg unverwechselbar er selbst blieb. Und doch: Gerade wenn man das Biographengeschäft mit Akribie betreibt, löst sich Bourdieus „biographische Illusion“ auf. Heuss selbst hat keinen Hehl daraus gemacht, in welchem Maße sein Leben von Außenimpulsen bestimmt war. Es wäre reine Metaphysik, in sein Leben von Anfang an eine höhere Prädestination hineinzulegen. Während der Weimarer Republik war und blieb er eindeutig eine politische Randfigur, die ohne seine spätere Karriere längst vergessen wäre. Wie sich bei ihm durch die Gunst der Stunde Schwächen in Stärken verwandeln: das ist geradezu eine Leitlinie meines Buches; und man sollte die Hoffnung nie aufgeben, dass einem selber auch einmal Ähnliches widerfährt.

Aber weiter noch zu Bourdieus „biographischer Illusion“: Wie realitätsfern wäre es, sich die sozialen Bedingungen, unter denen der Mensch lebt und agiert, wie ein Metronetz vorzustellen! Das ist genau jene mechanistische Systemtheorie, über die schon Luhmann spottete und die auch Bourdieu nicht ernsthaft vertritt. An solchen Punkten erkennt man die große Chance, über den biographischen Zugang auch das Nachdenken über die so genannte „Gesellschaft“ neu zu beleben und von Schablonen zu befreien. Es fällt auf, dass wir schon seit langem kein überzeugendes Opus zur deutschen Gesellschaft mehr haben. Stattdessen gibt es nur noch beliebige Begriffsblasen von Bindestrich-Gesellschaften, die man allesamt mit Leichtigkeit auseinandernehmen kann: „Wissensgesellschaft“, „Informationsgesellschaft“, „Freizeitgesellschaft“, „Zweidrittelgesellschaft“ ... Enzensberger hat irgendwann öffentlich aufgeseufzt, wie solle man noch Strukturen identifizieren in einer Gesellschaft, in der es „Golf spielende Schlachtermeister“ gebe. Offenbar müssen sich Sozialwissenschaftler etwas Neues einfallen lassen. Der biographische Zugang ist meiner Erfahrung nach nicht der schlechteste Weg dazu: Er bringt auf Ideen. Gewiss nicht der einzige Zugang: Es sei fern von mir, zu einem „*biographical turn*“ aufzurufen, wie mir in letzter Zeit manchmal unterstellt wurde – wir haben schon genug „turns“, nein: schon zuviel davon!

Was Heuss selbst anbelangt, so hat er unter den Bedingungen der NS-Zeit, als er beruflich erst einmal ins Nichts stürzte, einen *biographical turn* vollzogen: Er hat eine große Biographie nach der anderen verfasst – von seinem politischen Mentor Friedrich Naumann, dem einstigen Hoffnungsträger der Liberalen; von Hans Poelzig, dem von den Nazis diskriminierten Architekten (eine Biographie, deren Verbot Hitler persönlich verfügte, als er sie entdeckte); von Anton Dohrn, einem Begründer der Meeresökologie; und zuletzt von dem Industriellen Robert Bosch. In den Kriegsjahren hat er zudem für die „Frankfurter Zeitung“ wöchentlich biographische Essays geschrieben und dazu eifrig Jubiläen erfunden: Wer fleißig sucht, entdeckt ja immerzu irgendwelche Geburts- oder Todes- oder sonstige Tage von Persönlichkeiten, die auf irgendeine Weise interessant sind. Wie man im Stuttgarter Heuss-Haus nachgezählt hat, kommen insgesamt an die 700 biographische Essays zusammen – kaum zu glauben, dass dieser Mann in seinem Leben noch zu so viel anderem gekommen ist! Eine Auswahl daraus hat er 1947 in einem Bändchen veröffentlicht unter dem Titel: „*Schattenbeschwörung: Randfiguren der Geschichte*“. Zu jener Zeit musste er davon ausgehen, dass auch er selber eine solche Randfigur bleiben würde; und sein besonderes Interesse galt solchen Gestalten, bei denen es offenkundig war, dass sie kein autonomes Dasein führten, sondern von Turbulenzen ihrer Zeit umgetrieben wurden. Heuss liebte es, sich auf versteckte Art in den Menschen, über die er schrieb, zu spiegeln; da hatte er bei einem Wilhelm Busch mehr Glück als bei einem Adolf Hitler. Aber sein *biographical turn* erfolgte ganze gewiss ohne Bourdieus „biographische Illusion“! Gewiss schrieb er nach 1933 nicht zuletzt zum Gelderwerb; und mehr als zuvor brauchte er jetzt die Gesellschaft imaginärer Gestalten, als sein reales menschliches Umfeld – um ihn zu zitieren - „ziemlich eingeschrumpft“ war; aber er war bei solchen biographischen Schriften ganz offensichtlich auch mit Lust dabei. Das *Westfalen-Blatt* hat geschrieben, ich habe aus Heuss einen „historischen Lustmolch“ gemacht. Das lasse ich mal unkommentiert so stehen.

(4) Stichwort: Die Biographie als Zugang zur Zukunftsgeschichte. Die Arbeit am „Heuss“ gab mir den Anstoß zu meinem neuesten Projekt: einer Geschichte deutscher *Zukunftserwartungen* seit 1945. Das soll nicht nur eine Geschichte der futuristischen Bestseller sein, die mit ihrem Bluff und ihrer Hochstapelei bei mir ohnehin oft einen intellektuellen Brechreiz auslösen, sondern mehr noch eine Geschichte der tatsächlichen Zukunftserwartungen in den Köpfen vieler Menschen. Gerade bei Politikern und Wirtschaftsleuten muss man jene Erwartungen, die das Handeln oder auch Nicht-Handeln bestimmen, oft erst herausfinden, nicht selten durch biographische Quellenforschung und detektivisches Lesen zwischen den Zeilen. Es gibt viel Zweckoptimismus und Zweckpessimismus. Und es

gibt die Überraschungseffekte des Unerwarteten, das eben deshalb viele Beteiligte überrumpelt, weil sie darauf nicht vorbereitet sind. Ich denke, tiefe Zäsuren der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts sind unter diesem Aspekt noch viel zu wenig analysiert worden: Das gilt für 1914 wie für 1933 und gilt auch für die erfreulichere Zäsur von 1989/90.

Die Selbstzeugnisse eines Theodor Heuss geben zu diesem Thema viel zu denken. In der Flut der 1914-Erinnerungen im letzten Jahr wurde, soweit ich sehe, viel zu oft die Kriegsstimmung in die Zeit davor zurückprojiziert. Bei Heuss findet man kaum eine Spur davon, übrigens ebensowenig bei Max Weber, dem oft prophetische Fähigkeiten zugeschrieben wurden. Und dabei verfügte Heuss über Kontakte zu Insidern der Berliner Regierungsszene: Jäckh, Riezler, Rohrbach. Kurz nach Kriegsende, am 17. Januar 1919, in revolutionärer Zeit, hielt er in Stuttgart eine Wahlrede, die später unter dem Titel „*Deutschland Zukunft*“ die Reihe seiner veröffentlichten „*Großen Reden*“ eröffnete. Da stellte er die kühne Behauptung auf: „der deutsche Nationalgedanke ist nicht mit Brutalität und Herrscherwillen durchsetzt, sondern findet seine Ziele und Grenzen im Geistigen.“ Das war nicht gerade prophetisch; aber eine der Bedingungen für den Aufstieg der NSDAP kann man eben darin erkennen, dass bis dahin die Vorstellung verbreitet war – sie findet sich selbst bei einem Max Weber – , die Hauptschwäche der Deutschen bestehe darin, dass sie zu pedantisch, zu rechtlich, zu korrekt seien und zu wenig von einer Konquistadoren-Brutalität besäßen, die sich über Paragraphen hinwegsetzt. Da liegen auch die Grenzen des Heuss-Buches „*Hitlers Weg*“ von 1932, auch wenn es in manchen Passagen helllichtig ist und die neue Qualität des NS-Antisemitismus ahnen lässt; und doch, wie Heuss 1958 bekannte: „Unsere Phantasie ... reichte nicht so weit, das Verbrechen als institutionelle Form staatlichen Wirkens einzusetzen.“

Noch einmal hielt Heuss eine Rede „*Um Deutschlands Zukunft*“, am 18. März 1946 im zerstörten Berlin. Da versichert er den Berlinern, die bereits fürchten, vom Westen abgehängt zu werden: „Es gibt kein Entrinnen aus dem deutschen Gesamtschicksal.“ Oh doch, für die Westzonen gab es das sehr wohl; das sollte sich schon bald herausstellen, und gerade Heuss setzte sich im Parlamentarischen Rat von 1948/49 dafür ein, dass das Grundgesetz für den neuen Weststaat nicht als bloßes Provisorium, sondern als Verfassung im vollen Sinne begriffen werden solle. Wie Michael Wettengel gezeigt hat, überwog im Parlamentarischen Rat in einem Maße, das aus der Rückschau überrascht, ein tiefer Pessimismus; Heuss gehörte zu den ganz wenigen, die Zuversicht und Humor ausstrahlten.

Durch große Reden über die deutsche Zukunft hat er sich fortan nicht mehr hervorgetan. „Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages“ heißt es in Goethes „*Maximen und Reflexionen*“. Unter dem Titel „*Die Forderung des Tages*“ veröffentlichte Carlo Schmid 1946

erste Nachkriegsartikel; und da hätte ihm Heuss gewiss zugestimmt. Zwischen den beiden entwickelte sich ein humoriges Wechselspiel; sie machten Gedichte aufeinander. Aber dabei zeigten sich beide dessen bewusst: Tagespolitik allein genügt nicht. Und von einem Bewusstsein dessen zeugt Heuss' gesamte Präsidentenzeit. Wie die Forderungen des Tages und die der Zukunft miteinander in Einklang zu bringen sind: diese Frage ist gerade als Problem nachhaltiger Umweltpolitik heute aktuell wie nie zuvor, und sie ist noch ungelöst.

(5) Stichwort: „Mut zur Liebe“. Die erste und vielleicht sogar berühmteste der „Großen Reden“, die der erst vor kurzem gewählte Bundespräsident am 7. Dezember 1949 in Wiesbaden vor der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit hielt, war dem allerheikelsten Thema gewidmet: dem deutschen Verhältnis zu den Juden. Unendlich oft zitiert wurden die Worte, wo Heuss zwar eine deutsche „Kollektivschuld“ als „simple Vereinfachung“, mehr noch: als Pendant zur pauschalen Diffamierung der Juden durch die Nazis zurückwies, sich aber zur „*Kollektivscham*“ gegenüber dem Holocaust bekannte. Heuss kannte viele deutsche Juden persönlich; eine deutschjüdische Emigrantin von 1933, Toni Stolper, sollte die große Liebe seines Lebens werden, war es vielleicht schon 1949. Sie sah sich jedoch nicht als Jüdin, wollte gar nicht so eingeordnet werden und hielt auch nichts davon, auf den Antisemitismus mit einem ebenso pauschalen Philosemitismus zu reagieren. Es hat auch eine intim persönliche Seite, wenn Heuss seine Rede mit dem Aufruf schließt: „Mut zur Liebe.“ Gemeint war: Liebe zu bestimmten Juden – nicht als Juden, sondern als Menschen. Am liebsten würde er jetzt überhaupt die Kollektivbegriffe abschaffen: „Wir dürfen nicht immer sagen: Er ist ein Franzose – also; er ist ein Engländer – also; er ist ein Deutscher – also; er ist ein Jude – also. Nein, so geht es nicht. Wir müssen im Verhältnis Mensch zu Mensch eine freie Bewertung des Menschentums zurückgewinnen.“

Da spricht nicht nur Heuss, der Politiker, sondern auch Heuss, der Liebhaber, und Heuss, der Biograph! Gewiss war er sich dessen bewusst, dass wir nicht ohne Kollektivbegriffe auskommen. Und doch sind diese Kollektiva der Ursprung aller Vorurteile. Es ist widersinnig, wenn in den Sozialwissenschaften seit langem die Vorstellung herumgeistert, das Individualisieren sei altmodisch und rückständig, dagegen das Denken in Kollektivbegriffen progressiv und modern. Der Gipfel der Absurdität besteht heute darin, kollektiv von „den“ Ausländern insgesamt zu reden, ob mit positivem oder mit negativem Beiklang: Wer glaubt denn im Ernst, dass die Menschen von Alaska bis Australien eine homogene Masse seien, über die sich Pauschalurteile fällen ließen? Sogar ein positives Pauschalurteil kann gefährlich werden; denn es führt leicht zu Enttäuschungen und schlägt dann ins Gegenteil um. Selbst Daniel Cohn-Bendit warnte als frischgebackener Frankfurter Dezent für multikulturelle Angele-

genheiten im Mai 1989 in einem „Spiegel“-Interview: „Auch die Grünen müssen kapieren, dass die Ausländer nicht die besseren Menschen sind.“ Heuss bezeichnete in seinem ersten Neujahrsempfang als Bundespräsident die „Entkrampfung der Deutschen“ als seine wichtigste Aufgabe (zuerst wollte ich meine Heuss-Biographie so betiteln!). Gemeint war gewiss: Entkrampfung in ihrem Verhältnis untereinander, Entkrampfung in ihrem Verhältnis zu den Juden, auch in ihrem Verhältnis zu den alliierten Siegermächten. Mir scheint, auch heute gibt es so manche Aufgabe der Entkrampfung, durch die Heuss eine neue Aktualität erlangt.

Merkwürdig: Ohne dass ich das ursprünglich geplant hätte, kulminieren meine beiden Biographien, die von Heuss und die von Max Weber, in einer großen Liebe; und in beiden Fällen war das nur dadurch möglich, dass ich Zugang zu Korrespondenzen erlangte, die bis dahin gesperrt waren. Um den Zugang zu der Riesenkorrespondenz zwischen Heuss und Toni Stolper in der Zeit ihrer Liebesbeziehung musste ich mich sieben Jahre bemühen; die Genehmigung kam genau an dem Tag, an dem eigentlich die Produktion des Buches anlaufen sollte, die dann nur mit Mühe zu stoppen war. Damals schrieb mir der Adenauer-Biograph Hans-Peter Schwarz, jetzt müsse ich mich fühlen wie ein Bankräuber, der einen Safe geknackt hat. Vor zwei Jahren hat hier ja John Röhl auf spannende Weise vom Abenteuer seiner wilhelminischen Recherchen erzählt. Da darf ich daran erinnern, dass Einhard ja nicht nur durch seine Karlsvita in die Geschichte eingegangen ist, sondern auch dadurch, dass er Petrus-Reliquien auf nicht ganz korrekte Weise aus Rom beschafft hat. Ich glaube, Herr Röhl, in diesem Punkt könnten wir beiden uns mit Einhard zu einem Trio zusammenschließen: in der gemeinsamen Überzeugung, dass man um der historischen Wahrheit und des Heils der Seele willen sich etwas einfallen und auch mal unkonventionelle Wege beschreiten muss!

Ursprünglich wollte ich aus dem Heuss'schen *Humor* ein eigenes Oberkapitel machen; aber dann habe ich seinen Humor lieber etwas verteilt. Nachträglich tut es mir etwas leid, dass ich Hinweise auf die Verwandtschaft zwischen dem Heuss-Humor und dem jüdischen Humor in einer Fußnote versteckt habe (S. 617 f., Fn. 103). Zitat: „Der typische jüdische Witz als Produkt einer geistigen Überlegenheit bei fehlender Macht – Heuss' Situation gegenüber Adenauer.“ Der *Humor* gehört untrennbar zur Heuss'schen Entkrampfung der Deutschen, gerade auch in ihrem Verhältnis zu den Juden. Gewiss: Politische Bedeutung bekam all das erst in einer bestimmten historischen Situation. Was ist an Heuss bedeutend, was ist an uns selbst bedeutend? Dazu meinte meine Ehefrau Orlinde: Gerade weil die Bedeutung bei Heuss so schwankend ist, biete er die Chance für eine Erleuchtung im buddhistischen Sinne: für die Einsicht in die Relativität aller Bedeutung. Damit habe ich das Nachwort meines Buches abgeschlossen; ja, vielleicht ist das der Punkt. Ich danke Ihnen!

